



Stiftung Phönix Zug
für Sozialpsychiatrie

Phönix- Brief

November 2012/Nr. 67

Editorial

Das Thema dieser Ausgabe lautet Veränderung. In einem ausführlichen Artikel erklärt uns die Chefarztin der Klinik Zugersee, Magdalena Berkhoff, einiges zu den Hintergründen von tatsächlichen und vermeintlichen Veränderungen von Klinikpatienten. Von der Phönix-Redaktion stammen zwei interessante Artikel aus betrieblicher Sicht. Auch das Thema Recovery, welches mit Entwicklungen auf individueller und gesellschaftlicher Ebene verknüpft ist, kommt zur Sprache. Im sozialpsychiatrischen Alltag in unseren Betrieben werden Möglichkeiten für positive Veränderungen von psychisch beeinträchtigten Menschen und Fachpersonen in einem gemeinsamen Prozess entdeckt und Strategien zur Zielerreichung entwickelt. Wünsche und Ressourcen der begleiteten Menschen bilden die Grundlage solcher Veränderungsprozesse. Zu guter Letzt berichten wir in dieser Nummer auch über diverse interne Veränderungen, welche auch auf den Fotos dokumentiert sind.

□ Yvonne Lüdi, Geschäftsleiterin



Aktuell

Sind die Patienten
«schwieriger» geworden? S/2 f

Veränderung bedeutet
Entwicklung S/4 f

Berichte

Recovery – Veränderung ist
möglich! S/5 f

Bezugspersonenwechsel
in eigener Sache S/6 f
S/8

Rubriken

Editorial S/1

Dank und Bitte S/7

Agenda S/8

Sind die Patienten «schwieriger» geworden?

In letzter Zeit war wiederholt zu hören, Betroffene von psychiatrischen Erkrankungen seien «schwieriger» geworden. Stimmt das, und was sind «schwierige Patienten»? Die Annahme, es gäbe keine «schwierigen Patienten, nur ungünstige Umstände» greift wohl zu kurz.

Welche Patienten sind «schwierig»?

Ist es der junge Mann, der immer wieder gegen die Wand springt? Er erlebt, dass er sich in einen Frosch verwandelt habe. Oder dass er Gott sei und durch Wände gehen könne, was er beweisen müsse. Schwierig ist der zähe Behandlungsverlauf mit nur schlechtem Ansprechen auf die Therapie. Der Betroffene leidet spürbar, er realisiert, wie sehr sein Leben verändert ist. Er wollte Lehrer werden und hatte früher einen grossen Freundeskreis.

Eine Patientin greift auch ihr unbekannte Mitmenschen ohne erkennbaren Auslöser an. Sie überschüttet sie mit Heissgetränken, schlägt zu oder kratzt und bespuckt sie, vorzugsweise ins Gesicht. Sie beschmiert die Wände mit Kot oder Menstruationsblut.

Eine Frau ist seit drei Monaten wieder in der Klinik, ihre 49. Hospitalisation. Bei den Eintritten spielt oft ein Leidensdruck der Mitbewohner oder Überbeanspruchung der Mitarbeitenden ihres jeweiligen Wohnheimes eine Rolle. Man merkt ihr eine Ermüdung an, den Wunsch nach einem Ort, an dem sie dazugehört und bleiben kann.

Zusammenfassend ist es also «schwierig», wenn:

- Betroffene eine ungünstige Prognose haben, schlecht auf die Behandlung ansprechen und oft auch sozial in Schwierigkeiten sind.
- Menschen durch ihr Verhalten andere in ihrem Umfeld stark belasten, sie also Schwierigkeiten machen.
- Betroffene häufig hospitalisiert werden müssen. Für diese verwenden manche den nicht be-

sonders freundlichen Begriff «heavy user», und sie gelten im gesellschaftlichen Sinne bezüglich Belastung und Kosten als schwierig.

Werden die Patienten «schwieriger»?

Eine kurze, einfache Antwort lautet: nein. Vielleicht dürfte man ein vorsichtiges «im Gegenteil» anfügen. So kommt es durch die heute besseren Behandlungsmöglichkeiten zu mildereren Verläufen. Am sichtbarsten wird dies beim Blick in vergangene Jahrhunderte, in denen die Hilflosigkeit und Überforderung zu martialischen Behandlungsmethoden und oft lebenslanger Ausgrenzung der Betroffenen führte. Entsprechend erschreckend lesen sich sogar noch Beschreibungen aus dem frühen 20. Jahrhundert.

Und Veränderungen im letzten Jahrzehnt? Zunächst die Zahlen aus der Klinik Zugersee: 2002 betrug die durchschnittliche Aufenthaltsdauer noch 50,4 Tage, bei 824 Eintritten. Im ersten Halbjahr 2012 betrug die mittlere Aufenthaltsdauer über die gesamte Klinik einschliesslich Gerontopsychiatrie und Psychotherapie 33,95 Tage, auf den drei Akutstationen im Durchschnitt noch 26,9 Tage. Wenn man die Eintrittszahlen der ersten 6 Monate (674) hochrechnet auf das Gesamtjahr ergeben sich 1348 Eintritte. Diese Entwicklung zu verkürzten Behandlungsdauern bei gleichzeitigem Anstieg der Eintrittszahlen findet sich auch in anderen Psychiatrischen Kliniken der Schweiz. Wie ist das zu erklären? Vermutlich tragen hierzu nicht nur verbesserte Behandlungsmöglichkeiten und Betreuungsangebote, sondern auch gesellschaftliche Veränderungen bei. Während

früher Ordnungs- und Fürsorgeaufgaben eine grössere Bedeutung hatten, stehen heute Autonomie und Persönlichkeitsrechte stärker im Vordergrund (vergl. neues Erwachsenenenschutzrecht, in Kraft 1/2013). Eine erfreuliche Entwicklung. Damit werden jedoch auch Austrittswünsche stärker gewichtet als vollständige Symptommfreiheit, was zu Austritten zu einem früheren Zeitpunkt im Krankheitsverlauf führen kann.

Der Aufnahmedruck auf die Klinik Zugersee ist hoch, die Bettenzahl liegt im Verhältnis zur Einwohnerzahl im Einzugsgebiet unterhalb des Schweizerischen Durchschnitts. Um die Aufnahmebereitschaft zu gewährleisten, müssen die Entlassungen teilweise ebenfalls zügig erfolgen. Und nicht zuletzt sind Langzeit-Betten in psychiatrischen Kliniken weggefallen, so dass hochgradig verhaltensauffällige Langzeitpatienten nicht mehr in Kliniken, sondern in Wohnheimen begleitet werden sollten. Umgekehrt bestehen für gesündere Patienten verbesserte Möglichkeiten ausserhalb von Wohnheimen, beispielsweise durch betreutes Wohnen. Diese Veränderungen könnten gesamthaft dazu geführt haben, dass weniger Leichtkranke und mehr schwerer Kranke in Wohnheimen Platz finden. Dies kann den Eindruck hervorrufen, die Betroffenen seien «schwieriger» geworden, wobei es sich vorwiegend um ein verändertes Spektrum handelt.

Welcher Umgang hilft bei «schwierigen Patienten»?

Manche Menschen geraten in eine Art «Teufelskreis» aus Ablehnung und Ausgrenzung. Eine ungeschönte, ehrliche Beschreibung konkreter Situationen hilft eher als Diagnosen

und die damit verbundene Schubladisierung. Gerade diese Menschen brauchen intensivere Zuwendung, im Gegensatz zu den spontanen Reaktionen von Abwehr und Distanzierung. Die therapeutische Beziehung kann nur gelingen, wenn auch die psychischen Bedürfnisse der Betroffenen erkannt und berücksichtigt werden.

Der «schwierige Patient» und die Zukunft psychiatrischer Versorgungsstrukturen

Die Lebensvorstellungen auch psychisch Erkrankter haben sich in Richtung vermehrtem Autonomiebedürfnis verändert. Damit werden an die Bedürfnisse der Betroffenen angepasste Strukturen benötigt. Dazu gehört: möglichst keine «Ein- oder Austrittsschwelle», geeignete Übergangs- und Alternativstrukturen, die in Krisensituationen rund um die Uhr erreichbar sind, für ambulante Notfallsituationen auch aufsuchende Hilfe. Der Übergang aus der Klinik sollte rasch und ohne Wartezeit verwirklicht werden können, was eine entsprechende Aufnahmebereitschaft und -fähigkeit ausserhalb der Klinik erfordert. Viele Betroffene bevorzugen es, in einer eigenen Wohnung zu leben, wenn nötig mit aufsuchender Betreuung. Auf der anderen Seite sind zwar in den Psychiatrischen Kliniken Langzeitplätze weitgehend entfallen, jedoch gibt es weiterhin hoch verhaltensauffällige Langzeitpatienten. Diese sollten nicht dauerhaft in der forensischen Psychiatrie untergebracht werden, dies kann nur ultima ratio sein. Entsprechend sind tragfähige Wohnheimplätze mit der Möglichkeit zur Intensivbetreuung erforderlich, mit einer angemessenen personellen und räumlichen Infrastruktur. In mehreren Kantonen existieren beispielhaft derartige Angebote. Für die Arbeit mit diesen Betroffenen braucht es speziell ausgebildetes, persönlich wie fachlich ausgezeichnetes Personal. Ebenso erforderlich sind kleine Be-

treuungseinheiten und ein guter Personalschlüssel. Die Alternative der (Wieder-) Einrichtung einiger Langzeitplätze innerhalb von Psychiatrischen Kliniken ist zwar grundsätzlich denkbar und böte einige Vorteile, entspricht jedoch nicht dem Zeitgeist, läuft in «Gegenrichtung» der Entwicklung der letzten Jahre und kann nicht mit der heutigen Spitalfinanzierung gewährleistet werden. Die psychiatrischen Kliniken entwickeln sich zu eigentlichen Behandlungszentren, in denen Behandlungszeiten von einigen Wochen (bis wenigen Monaten) die Regel sind. Das fachliche Wissen hat sich schnell weiterentwickelt, eine Spezialisierung ist ergänzend zum Generalistentum unabdingbar geworden. Die früher in den Kliniken ebenfalls bedeutsamen Ordnungs- und Fürsorgeaufgaben im Langzeitbereich sind hingegen weitgehend anderen Einrichtungen zugeordnet worden, wobei es jedoch gerade für Betroffene mit schweren Verhaltensbesonderheiten kaum geeignete Plätze gibt.

Abschliessend zum Thema «Veränderung» und «schwierige Patienten» noch eine Sorge: durch die Ausrichtung des Gesundheitswesens und damit auch des psychiatrischen Versorgungssystems am «Markt» kommt es zu einer grösseren Gewinnorientierung. Gewinne können jedoch umso leichter erzielt werden, je mehr Erfolge mit umso weniger Aufwand erreicht werden. Dies könnte zu einer Bevorzugung von in diesem Sinne attraktiveren Patienten, also «gut versichert, leicht krank» führen. Dass dies bei begrenzten Mitteln nicht zulasten der personell anspruchsvollen, schwer erkrankten Menschen geschieht, bedarf einer besonderen Aufmerksamkeit.

Zusammenfassend: nicht die von psychiatrischen Erkrankungen betroffenen Menschen selbst sind «schwieriger» geworden. Schwere psychiatrische Erkrankungen sind

unverändert belastende, existenzielle Leiden, die oft für die Betroffenen, deren Angehörige und Betreuende grosse Belastungen bedeuten. Die Behandlungsmöglichkeiten haben sich jedoch verbessert und ermöglichen einem wesentlichen Teil der Betroffenen eine bessere Lebensqualität. Der Abbau von Langzeitplätzen und die kürzere Aufenthaltsdauer in psychiatrischen Kliniken führen zu veränderten Anforderungen an ambulante Betreuungs- und Wohnmöglichkeiten.

Unabhängig von der Bezeichnung ist das jeweils andere Geschlecht mit gemeint.

□ *Dr. med. Magdalena M. Berkhoff, Chefärztin Psychiatrische Klinik Zugersee*

Impressum

Der Phönix-Brief erscheint halbjährlich in einer Auflage von 2900 Exemplaren.

Redaktion:
Geschäftsstelle
Stiftung Phönix Zug
Industriestrasse 55
6300 Zug

Tel. 041 392 28 28
Fax 041 392 28 39

info@phoenix-zug.ch
www.phoenix-zug.ch

Redaktionsteam:
Peter Abächerli
René Burkhalter
Barbara Dittli
Gabriela Fölmlí
Yvonne Lüdi
Sandra Ertl
Urs Speck

Layout:
Priska Rodriguez

Fotos:
Jonas Burkhalter

Veränderung bedeutet Entwicklung

Im nun folgenden Text möchte ich gerne näher auf die Bedeutung von Veränderung für uns Menschen im Allgemeinen bzw. für die Besucherinnen und Besucher des Tageszentrums eingehen. Dabei stütze ich mich auf mein persönliches Verständnis unter Einbezug sozialpädagogischer Sichtweisen und Erfahrungen in der Begleitung von Menschen mit einer psychischen Beeinträchtigung.

Welchen Stellenwert nimmt denn die Veränderung in unserem Leben überhaupt ein? Wenn man sich mit dem Thema näher auseinandersetzt, kommt man zum Schluss, dass Veränderung in unserem Alltag allgegenwärtig ist. Alles ist in ständigem Wandel. Jede/r Einzelne von uns durchläuft im Verlauf des Lebens mehrere Lebensphasen. In diesem Lebenszyklus, vom Kleinkind bis zum Erwachsenen im hohen Alter, sehen wir uns ständig mit sich verändernden Bedingungen bzw. Anforderungen konfrontiert. Wir bewegen uns aber auch zeitgleich immer innerhalb eines Systems, welches fortwährend von Veränderungen, bezogen auf politische, wirtschaftliche, kulturelle und soziale Bedingungen, betroffen ist. Dies stellt uns im Sinne einer Anpassungsleistung vor die ständig wiederkehrende Lebensaufgabe, uns auf die aktuellen Gegebenheiten, auf der persönlichen wie systemischen Ebene, möglichst optimal einzustellen. Demzufolge steht Veränderung auch oft in Zusammenhang mit wichtigen Entwicklungsschritten.

Da Veränderungen von uns meist eine Entwicklung abverlangen, sind sie für uns auch ein zweischneidiges Schwert. Je mehr wir uns von einer Veränderung betroffen fühlen, umso stärker reagieren wir darauf. Dabei können wir eine Veränderung als erfreulich erleben, sie kann uns aber auch verunsichern oder gar bedrohen. Veränderungen, die wir bewusst herbeiführen, welche also der eigenen Absicht entsprechen, haben meist einen angenehmen Charakter. Wir haben die Kontrolle über die Veränderung, haben sozusagen «die Fäden in der Hand». An-

ders verhält es sich, wenn die Veränderungen an uns herangetragen werden. Sie können, je nachdem wie stark wir davon betroffen sind, rasch ein Gefühl von Kontrollverlust oder Fremdbestimmung hervorrufen und von Unsicherheiten und Ängsten begleitet sein.

Bei denjenigen Menschen, welche wir im Tageszentrum begleiten, ist oft Letzteres der Fall. Das Auftreten einer psychischen Erkrankung hat bei vielen den gewohnten Alltag auf den Kopf gestellt. Die Veränderung trat ohne Vorbereitung überraschend auf. Vieles, was vorher im Alltag gelang, stellte sich plötzlich und zunehmend als grosse bis unüberwindbare Herausforderung dar. In unserer Zusammenarbeit mit den Besucherinnen und Besuchern sehen wir uns mit der Tatsache konfrontiert, dass sich das Rad der Zeit nicht zurückdrehen lässt und die einzelnen Lebens- und Krankheitsgeschichten gegeben sind. Das gemeinsame Handeln innerhalb existierender und unveränderbarer Verhältnisse mag auf den ersten Blick ernüchternd wirken. Bei näherem Hinsehen sind der gegebenen Situation jedoch auch positive Aspekte abzugewinnen. Die Besucherinnen und Besucher befinden sich, nach einer negativ erlebten Veränderung, bereits wieder in einem Veränderungsprozess, der nach vorne gerichtet ist. Sie sind in einer Übergangsphase, können langsam mit ihrer Krankheitsgeschichte einen konstruktiven Umgang finden und es entstehen daraus positiv erlebte Entwicklungsschritte. Durch die freiwillige Nutzung des Tageszentrums lernen viele von ihnen, ihren Alltag wieder zu strukturieren und diesen Strukturen auch nachzukommen.

Weiter eröffnen sie sich dadurch Kontakte zu Mitmenschen, woraus schrittweise eine Stärkung der Beziehungs- und Kommunikationsfähigkeit und des Selbstwertgefühls resultieren kann. In der Summe bedeutet dies eine Vielzahl positiver Veränderungsschritte, die zu mehr Selbstbestimmung und einer aktiveren Teilnahme an den Abläufen der Gesellschaft und in der Folge zu mehr Lebensqualität führen.

Abschliessend finde ich es wichtig zu betonen, dass dabei die Besucherinnen und Besucher des Tageszentrums die «Hauptarbeit» leisten. Wir als Fachkräfte im Tageszentrum können sie lediglich dazu ermutigen und sie in einzelnen Phasen dieses Veränderungsprozesses unterstützen. Es geht um Veränderungen, die sie selber bewusst herbeiführen möchten und die ihnen, wenn sie gelingen, das angenehme Gefühl vermitteln, die «Fäden in der eigenen Hand» zu haben.

□ Urs Speck,
Betreuer Tageszentrum

Recovery – Veränderung ist möglich!

Etwa die Hälfte der Bevölkerung in der Schweiz leidet im Leben mindestens einmal an einer psychischen Störung oder Beeinträchtigung (Ajkacic-Gross & Graf, 2003). Nach wie vor gelten psychische Beeinträchtigungen in unserer Gesellschaft oft auch für betroffene Menschen selbst als Tabu (Bundesamt für Gesundheit 2004). Dadurch bleiben die Kenntnisse über psychische Gesundheit und Krankheit und mit ihnen die Hoffnung auf Genesung klein. Als Gegenbewegung zu Tabuisierung, Stigmatisierung und Hoffnungslosigkeit muss dem Konzept Recovery Beachtung geschenkt werden.

Was brauchen psychisch beeinträchtigte Menschen, um ein zufriedenes und hoffnungsvolles Leben führen zu können? Wie können sie ihre Lebensqualität steigern? Wie lässt sich der negative Einfluss einer Erkrankung überwinden, obwohl sie weiterhin anhält? Fragen, die wir uns tagtäglich in unserer Arbeit mit psychisch beeinträchtigten Menschen stellen. Kann Recovery die Lösung sein?

Laut Wikipedia steht das Wort Recovery für Genesung; Erholung; Wiederherstellung; Gesundung. Im Namen Recovery steckt die Vorstellung, dass Betroffene trotz und mit psychischen Beeinträchtigungen ein sinnerfülltes und aktives Leben führen können. Ein wesentliches Merkmal des Konzeptes ist eine gesundheitsorientierte Sicht, die auf die Förderung von Hoffnung, Selbstbestimmung und Wissen ausgerichtet ist. Genesung ist kein linearer Prozess. Stillstand und Verschlechterung sind möglich. Genesung, so der Recovery-Ansatz, kann nur gelingen, wenn betroffene Menschen, Fachpersonen und Personen aus dem näheren Umfeld ihre Hoffnung auf eine solche aufrecht erhalten. Andernfalls wird der betroffene Mensch aufgeben, seine Motivation

verlieren und sich seinem Schicksal fügen. Anleitung zur Selbsthilfe oder gegenseitige Hilfe kann dabei auch von Mitbetroffenen oder so genannten Peers übernommen werden. Der Einbezug von Peers bei psychischen Beeinträchtigungen ist dabei eine hilfreiche Strategie. Aber auch die Aneignung von Wissen über sich und seine Krankheit scheint mir ein wichtiger Aspekt zur Förderung des Selbstbewusstseins zu sein. Sich selber zu kennen, zu wissen, was passiert oder was passieren kann, hilft zu verstehen, zu handeln, schafft Sicherheit und Akzeptanz. Recovery ist auch ohne professionelles Zutun möglich.

Hoffnung, Vertrauen und Zuversicht sind wichtige Stichworte im Recovery-Prozess. Hoffnung bedeutet, sein Selbstwertgefühl und seine Selbstachtung zu bewahren und sich als Mensch nicht über seine Krankheit zu definieren. Darüber hinaus scheint es mir wesentlich im Sinne von Empowerment (Selbstbefähigung) nicht zu viel von der eigenen Autonomie und Verantwor-

tung über längere Zeit abzugeben oder abgeben zu müssen, um das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten nicht zu verlieren. Für unsere alltägliche Arbeit mit psychisch beeinträchtigten Menschen bedeutet dies, deren Fähigkeiten und Ziele mit ihnen zusammen im Auge zu behalten.

Recovery-Ansätze finden sich im neu erstellten Leitbild der Stiftung Phönix. Zum Beispiel im folgenden Leitsatz: Die individuelle Begleitung, Betreuung und Förderung orientiert sich an den Fähigkeiten der begleiteten Menschen und sichert ihnen grösstmögliche Selbstbestimmung und Eigenverantwortung zu.

Als einer der Phönix-Betriebe arbeiten wir im Wohnheim Rufin mit individuellen Förderplanungen. Als Grundsatz gilt: Wir möchten die BewohnerInnen möglichst in ihrer Ganzheit erfassen und sie dabei unterstützen, ihre individuellen Ziele und Wünsche zu erkennen und mit den vorhandenen Ressourcen zu erreichen. Wir erfassen planmässig ihre «wirklichen» Bedürfnisse



und Wünsche. Unter «wirklich» verstehen wir, sich als Betreuende zu fragen, was steckt hinter einem geäusserten Wunsch, was liegt dem Wunsch zugrunde? Gibt es ein übergeordnetes Ziel? Individuelle Förderplanungen haben zum Ziel, das Wohlbefinden und das Selbstwertgefühl zu steigern. BewohnerInnen erhalten Anerkennung und Wertschätzung für das Erreichte. Der Prozess der Förderplanung soll Freude bringen, motivierend wirken und darf durchaus als lustvoll erlebt werden.

Durch die Erstellung individueller Förderplanungen, gemeinsam mit den betreuten Menschen, können wir feststellen, dass Schritte, wenn sie anfänglich auch ganz klein sind, grösser werden und Ziele erreicht werden können. Das lässt hoffen, schafft Zuversicht und steigert die Lebensqualität.

Mit dem Projekt «Recovery» der Stiftung Pro Mente Sana werden in der Schweiz erstmals «MutmacherInnen» ausgebildet, die an Vorträgen von ihrem Heilungsweg erzählen. Zusätzlich soll ein pro-

fessionelles Netzwerk von ehemals betroffenen Menschen aufgebaut werden. Verschiedene Institutionen und psychiatrische Kliniken bieten Veranstaltungen zum Thema Recovery an.

Recovery, meines Erachtens eine sinn- und hoffnungsvolle Bewegung – bleiben wir dran ...

□ *Sandra Ertl,
stv. Betriebsleitung Rufin*

Bezugspersonenwechsel können einschneidende Veränderungen für die betroffenen Personen bedeuten

Das Betreuungsteam des Begleiteten Wohnens begleitet zurzeit 46 Personen. Es besteht aus fünf Mitarbeitenden mit einem Arbeitspensum von je 40–80 Stellenprozenten. Obwohl es in den letzten Jahren im Betreuungsteam keine grossen Änderungen gegeben hat und es somit sehr konstant ist, müssen infolge Ferien oder krankheitsbedingten Abwesenheiten immer wieder Vertretungen in der Betreuung organisiert werden. Der Wechsel einer Kollegin ins Betreuungsteam des Wohnheims Rufin Ende letzten Jahres hat uns gezeigt, dass einige der begleiteten Menschen sensibel auf eine solche Veränderung reagieren. Sie können sich nur schwer auf eine neue Situation einstellen. Jahrelang von der gleichen Bezugsperson begleitet, müssen sie sich durch den Wechsel im Betreuungsteam plötzlich von einer ihnen sehr vertrauten Person verabschieden, die ihnen Sicherheit gegeben sowie Verständnis und Vertrauen entgegengebracht hat. Der Prozess, sich auf eine neue, unbekannte Begleitperson einzustellen und wieder Vertrauen zu fassen, gelingt nicht immer. Andererseits beinhaltet eine

Veränderung auch neue Erfahrungen, unentdeckte Möglichkeiten und Impulse. So wurde zum Beispiel der Versuch, die Begleitung einer Wohngemeinschaft alle zwei Wochen alternierend von zwei statt wie bisher von einer Betreuerin anzubieten, von allen Beteiligten sehr positiv aufgenommen.

Das Thema Veränderung betrifft jedoch auch die Betreuungsperson. Für sie ist es manchmal ebenfalls nicht einfach, einen neuen Menschen kennenzulernen, seine Ressourcen aber auch seine Beeinträchtigungen richtig einzuschätzen und sein Vertrauen zu gewinnen. Es ist jedes Mal eine grosse Herausforderung, die Wünsche und Erwartungen eines begleiteten Menschen zu erkennen und ihn dabei zu unterstützen, seine Vorstellungen in die Tat umzusetzen.

Selten kann es auch einmal vorkommen, dass zwischen einer Betreuungsperson und einem zu begleitenden Menschen keine tragfähige Beziehung hergestellt werden kann. In solch einer Situation liegt es am gesamten Betreuungsteam, die Zeichen zu erkennen und eine geeignete Lösung zu finden.

Unser Betriebsleiter, Fredy Widmer, hat sich anlässlich der Teamretraite zum Stellenwert der Beziehung in unserer Tätigkeit folgendermassen geäussert: «Der Kernpunkt unserer Arbeit ist die Beziehung, nur über diese Beziehung können wir die Lage der von uns begleiteten Menschen positiv verändern helfen ...» In diesem Sinne ist es wichtig, ein gut funktionierendes Netz zwischen Betreuungspersonen und begleiteten Menschen, aber auch innerhalb des Betreuungsteams zu schaffen, welches Veränderungen mit möglichst wenig Auswirkungen abfedern kann.

□ *Priska Rageth, Mitarbeiterin
Begleitetes Wohnen*

Dank und Bitte

Herzlichen Dank all den treuen Spenderinnen und Spendern, welche uns auch in diesem Jahr unterstützt haben. Mit dem Erwerb des Stockwerkeigentums an der Industriestrasse haben wir den Betrieb des Tageszentrums langfristig sichern und so etwas wie ein Phönix-Zentrum schaffen können. Die Stiftung hat zu Kauf und Umbau einen namhaften Beitrag beisteuern und so einen Teil der eigenen Mittel sinnvoll einsetzen können. Mit Spendengeldern finanziert die Stiftung gewisse ihrer konstanten Aufgaben, so zum Beispiel auch die Aufklärungs- und Öffentlichkeitsarbeit. Diese konstant zu leisten ist enorm wichtig, sind doch immer wieder andere Menschen von psychischen Problemen betroffen, welche sie selbst erleiden

oder welche in ihrem persönlichen oder beruflichen Umfeld auftreten. Die thematischen Berichte in unserem Phönix-Brief sollen interessierte Personen über unsere Tätigkeit auf dem Laufenden halten und ihnen einen Einblick in die Lebens- und Gedankenwelt von Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen geben. Spenden fliessen auch in die Ferienwoche, welche jährlich zu einem günstigen Preis angeboten wird. Alle dabei mit der Betreuung und Begleitung zusammenhängenden Kosten übernimmt die Stiftung.

Nach wie vor können wir leider keine Pension für psychisch beeinträchtigte Menschen anbieten, obschon der Bedarf nach einem solchen Betrieb schon längere Zeit nachgewiesen werden kann. Wir sind deshalb sehr

dankbar für Hinweise auf bezahlbare Liegenschaften oder Grundstücke, welche im Kanton Zug zum Verkauf angeboten werden.

Zum Schluss möchten wir Sie darauf hinweisen, dass auch diesem Phönix-Brief ein Einzahlungsschein beiliegt, mit welchem Sie uns eine Spende zukommen lassen können.

Herzlichen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung. Wir wünschen Ihnen eine friedvolle Weihnachtszeit und einen guten Rutsch ins neue Jahr.

□ *Yvonne Lüdi,*
Geschäftsleiterin



Die Fotos in diesem Bericht zeigen den Umzug des Begleiteten Wohnens und der Geschäftsstelle. Die neuen Räume haben sich seither zu ihrem Vorteil verändert und sind inzwischen gut eingerichtet.

In eigener Sache

Seit dem 21. Juni befinden sich das Tageszentrum, das Begleitete Wohnen und die Geschäftsstelle der Stiftung Phönix an derselben Adresse. Mit Unterstützung des Kantons konnte die Stiftung Phönix das Stockwerk an der Industriestrasse 55, in welchem sich seit einigen Jahren das Tageszentrum eingemietet hatte, von der Zuwebe (Arbeit und Wohnen für Menschen mit Behinderung) käuflich erwerben. Vor dem Umzug mussten die Räume noch renoviert und den aktuellen Erfordernissen und Bedürfnissen angepasst werden. Die Stiftung Phönix hat mit dem Umbau das ganze Stockwerk den Vorschriften bezüglich Brandschutz und Sicherheit angepasst. Der Umzug an den gemeinsamen Standort hat einige positive Veränderungen mit sich gebracht. Die Distanz zwischen Tageszentrum, Begleitetem Wohnen und Geschäftsstelle ist nun aufgehoben und Synergien auf verschiedenen Ebenen können genutzt werden. Im Moment sind die Abläufe aber noch nicht neu definiert und eingespielt, d. h. der Veränderungsprozess ist noch im Gang.

Die BesucherInnen des Tageszentrums haben während der Umbauarbeiten ab und zu überraschenden Besuch von fremden Personen wie Handwerkern, Architekten und auch von der Geschäftsleitung erhalten. Im Gegenzug haben wir sie nun zur Besichtigung der umgebauten Räume eingeladen und bei Kaffee und Kuchen konnten Kontakte geknüpft und Hemmschwellen abgebaut werden. Wir freuen uns, dass dieser Prozess zeitlich unbeschränkt ist, und dass wir hier im Göbli einen langfristig gesicherten Standort haben.

□ *Yvonne Lüdi,*
Geschäftsleiterin

Stiftung Phönix Zug

Geschäftsstelle

Industriestrasse 55
6300 Zug
Tel. 041 392 28 28
Fax 041 392 28 29
info@phoenix-zug.ch
PC-Konto 60-2315-0

Wohnheim Euw

Alte Landstrasse 129
6314 Unterägeri
Tel. 041 750 54 54
euw@phoenix-zug.ch

Übergangswohnhaus

Chamerstrasse 1
6300 Zug
Tel. 041 728 28 41
uewh@phoenix-zug.ch

Begleitetes Wohnen

Industriestrasse 55
6300 Zug
Tel. 041 392 28 37
bw@phoenix-zug.ch

Tageszentrum

Industriestrasse 55
6300 Zug
Tel. 041 392 28 30
tz@phoenix-zug.ch

Wohnheim Rufin

Widenstrasse 55
6317 Oberwil
Tel. 041 726 37 66
rufin@phoenix-zug.ch

Agenda

24. und 25. November 2012

Bazar

In der psychiatrischen Klinik Zugersee

*Mit vielen Attraktionen, Tombola,
Selbstgemachtem, Verpflegung
Ein Besuch lohnt sich!
Programm siehe Beilage*

*Sonntag, 9. Dezember 2012
14 – 18 Uhr*

Zuger Märli-sunntig

*Auch das Wohnheim Euw ist mit einem
Stand da, an welchem wunderschöne,
im hauseigenen Atelier selbstgemachte
Geschenke gekauft werden können.
Kommen Sie vorbei!*